

*Annemarie Bucher-Müller, 1920, Fisibach*

*Langjährige Wirtin auf dem «Bären».  
Sie und Ehemann Walter, geboren 1917,  
sind das älteste Fisibacher Paar.*



## «Schäfti», Sägerei und Dorfwirtschaft

### Von Seon nach Fisibach

Aufgewachsen bin ich in Seon als ältestes von acht Kindern. Meine Eltern hatten einen schönen Bauernbetrieb. Vater war lange Gemeindeammann, die Mutter war Nähschullehrerin. Sie waren angesehen und haben das Ehrenbürgerrecht erhalten.

Nach Primar- und Bezirksschule und einem Haushaltjahr in Killwangen sollte ich für ein Jahr ins Welschland. Man hatte mir einen vornehmen Haushalt ausgesucht, in dem ich allein in der Küche essen musste und wo ich nichts zu tun hatte. Ich durfte an den See spazieren gehen. Draussen vor den Hotels wurde Musik gespielt. Die fröhliche Musik zu hören, habe ich nicht ertragen. Das Heimweh wurde übermächtig und so wurde das Experiment Welschland nach 14 Tagen abgebrochen.

Die landwirtschaftliche Schule Brugg, wo ich mit 30 Mädchen zusammen war, hat mir mehr Freude gemacht. Wir haben viel gesungen. Siegrist war damals der Landwirtschaftslehrer. 1939 war der Spass zu Ende. Vater und Bruder mussten einrücken und

auch die Pferde wurden morgens um vier Uhr abgeholt. Wir mussten dann mit Stieren ackern und Gras einbringen. Bald hatten wir Einquartierungen, auch Soldaten mit Pferden. Die haben uns manches geholfen. Nun war ich also der «Knecht».

Doch hat der Aktivdienst auch junge Männer in die Nähe gebracht. So sah mich Walter Bucher aus Fisibach, als ich eine Freundin in Wildegg besuchte. Er hat mich bemerkt und mir schöne Briefe geschrieben. Eines Tages kam er dann mit dem Velo nach



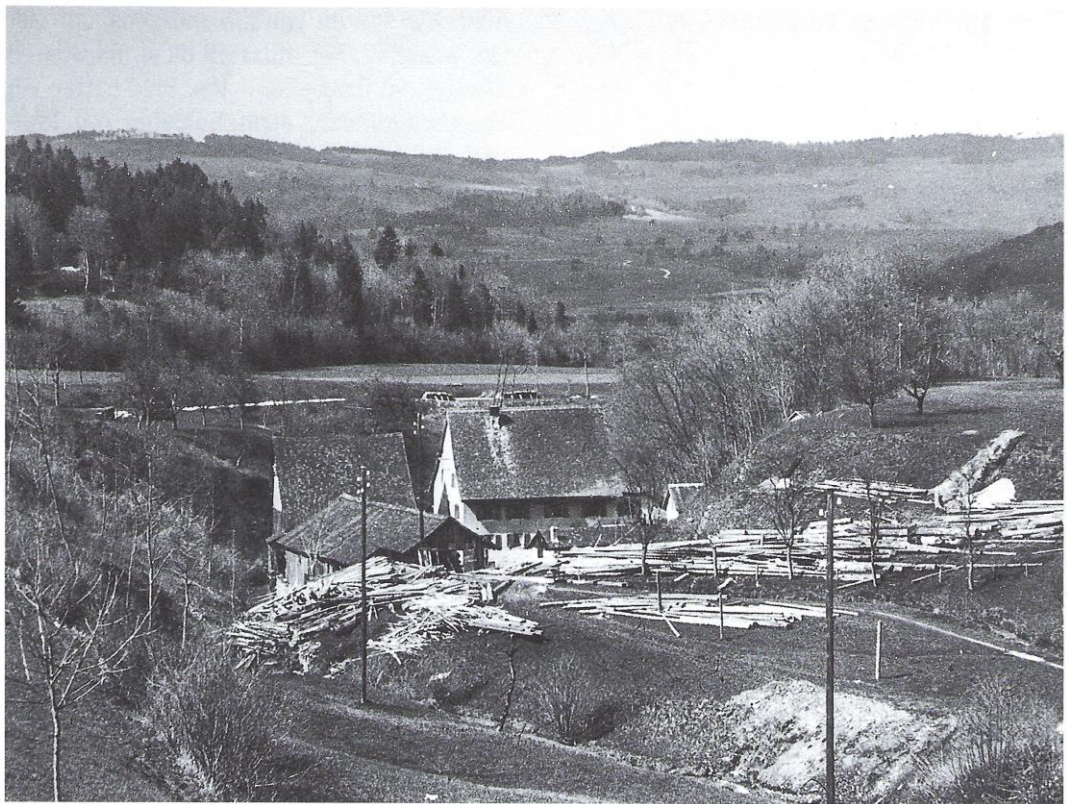
Ehepaar Bucher: «...und ich hab ihn immer noch gern.»

Seon. Zuhause hätten sie mich zwar nötig gehabt, dennoch wurde 1941 geheiratet. Walter hab ich immer gern gehabt und ich hab ihn heute noch gern. Ein geliebtes Hobby hat er sogar wegen mir aufgegeben. Er hatte schon in der Schule Klarinette gespielt und dann in einer Kapelle zusammen mit seinem Bruder Hans, mit Ludwig Kutter und Hüsser, einem Beck bei Jedele, Kaiserstuhl, zum Tanz aufgespielt. Ein Musikant galt damals aber als leichter Bursche und so einen wollte ich nicht. So hat Walter mir zuliebe das Musizieren aufgegeben.

Ich kam mit dem Zug über die Station Weiach-Kaiserstuhl nach Fisibach auf den Mülihof, wo wir selbstverständlich zusammen mit den Schwiegereltern wohnten und bauerten. Bald bin ich in den Turnverein Kaiserstuhl eingetreten, wo es fröhlich zu und her ging. Meine Mutter hat mich dazu gedrängt, denn sie hatte Sorge um mich. Ich hatte grosses Heimweh. Zudem waren wir reformiert und unsere Kirche war in Weiach. Der katholische Pfarrer hat mich beispielsweise nicht gegrüsst, bis ich ihm einmal ei-

nen Fünfliber gab fürs «Negerli», danach respektierte er mich.

Eines Tages ist mir der Brief des jüngeren Schwagers in die Hände gekommen, worin er seiner Mutter den Kummer klagt, dass er als Knecht doch nie ans Heiraten denken könne, weil er sich nie einen Hof würde leisten können. Da habe ich Walter vorgeschlagen, er solle die stillgelegte Sägerei der Familie wieder in Betrieb nehmen und Bruder Ernst den Bauernbetrieb überlassen. So wurde es gemacht. Ernst kam noch so gerne heim. Er heiratete ein Mädchen von ennet des Rheins. Über Zwischenmenschliches wurde zwar nicht geredet, aber mir gefiel es in dem gemeinsamen Haushalt nicht mehr und ich suchte mir eine Arbeit in der «Schäfti», einer Fabrik am ehemaligen Weiacher Bahnhof, die Schäfte, also Schuhoberteile, für Walder Schuhe herstellte. Es war keine Stelle ausgeschrieben, aber ich bin einfach hingegangen und habe gefragt. Auf dem Hin- und auf dem Rückweg habe ich geweint, denn es war damals eine Schmach, in die Fabrik gehen zu müssen. Mein Elternhof in Seon stand zwi-



Die Rheintalstrasse ist ausgesteckt. Die ursprüngliche Lochmühle muss weichen.

schen zwei Fabriken, aber es war immer der Stolz meiner Eltern, dass keines ihrer acht Kinder in die Fabrik gehen musste. Ich habe es ihnen denn auch lange nicht erzählt. Dabei habe ich es gut gehabt dort in der «Schäfti». Die meisten Arbeiterinnen waren Deutsche und wir hatten es oft lustig zusammen. Der Chef, Herr Dietschi, war ein guter Mann. Meine Aufgabe war es, Leim aufzustreichen und meine Nachbarin nähte die Teile dann zusammen. Ich durfte auch noch den angegliederten Schuhladen betreuen und die Suppe für die Frauen kochen. Ich genoss einiges Vertrauen und getraute mich auch, bei den Chefs aus der Zentrale bei ihren Besuchen von Zeit zu Zeit etwas mehr Lohn zu fordern, gelegentlich mit Erfolg. Mit meinem Lohn konnte ich immerhin den Wohnungszins von 40 Franken im Monat bezahlen und die Lebensmittel für die Familie kaufen. Denn zwischenzeitlich war im Feldhof eine Wohnung frei geworden, die wir zu dritt bezogen hatten. Meieli, unser Töchterchen, ging bereits zur Schule und holte mich oft in der Fabrik ab.

### So kamen wir zum «Bären»

Eines Tages war Hans, der ältere Bruder von Walter, zu Besuch und erzählte, man sehe jeden Tag den Bärenwirt mit einem Fuder nach Zurzach fahren. Der ziehe wohl aus. Das ging mir durch den Kopf und am anderen Morgen fragte ich Walter, ob der «Bären» nichts für uns wäre. Seine Antwort «Ja wänn du meinsch». Dann habe ich mich sofort aufs Velo gesetzt und bin zum Haus «Linde» gefahren und habe den Herrn – wie wir ihn damals nur nannten – gefragt. Durch die Damenriege war ich mit der Familie Richner bekannt geworden. Wir durften gelegentlich in ihrem Garten vor Besuch einen Reigen auführen und Herr Richner gab uns jeweils ein oder zwei Hunderternoten dafür. Richners hatten den «Bären» gekauft, waren aber nur am Landwirtschaftsland interessiert. Eine Zusage gab es nicht sofort, aber eines Tages bestellte uns «der Herr» nach Zürich zu einer Bank an der Bahnhofstrasse und dort wurde der Handel gemacht und wir kauften den «Bären» für 60 000 Franken. Und dann schenkte er uns 10 000 Franken als Startkapital. Einfach so. Er war uns gut gesonnen. Für 3 000



Walter und Annemarie als Wirtsleute auf dem «Bären».

Franken haben wir beim Schreiner Kern in Kaiserstuhl neue Tische und Stühle bestellt, denn die Wirtsstube sollte eine gute Gattung machen. Für den Rest des Geldes hat Walter Holz gekauft für die Sägerei.

So kamen wir als Reformierte im Jahr 1955 mit dem Schulmädchen Meieli und dem einjährigen Lisebethli zum «Bären». Das «Rössli» war katholisch, der «Bären» reformiert. Die Leute im Dorf fanden das gar nicht schlecht. Um das Wirtepatent zu bekommen, musste ich die Wirteschule im «Aarhof» in Wildegg besuchen.

### Eine gemütliche Beiz

Damals war werktags nicht viel los in der Wirtschaft. Am frühen Morgen fuhr Gerbers Knecht vom Rüebisberg mit seinem Pferde-fuhrwerk vor. Auf der Hinfahrt in die Hütte knallte er beim Vorbeifahren am «Bären» mit der Peitsche, so wusste man, dass er bald zurückkommt, um sich einen Träsch zu genehmigen. Der kostete damals 60 Rappen.

Zum Mittagessen unter der Woche war die Familie unter sich. Walter und sein Vater

kamen von der Sägerei. Als Walter ein Bub war, betrieb sein Vater die Mühle, die ober-schlächting vom Fisibach angetrieben wurde. Ein Onkel betrieb die Sägerei, ein Knecht besorgte das Vieh und fuhr mit den Pferden auf dem Bauernhof. Und Grossvater war der Chef des Ganzen und zudem 40 Jahre Gemeindevorsteher. Als dann die ursprüngliche Lochmühle dem Bau der Rheintalstrasse weichen musste, wurde der neue Mülihof gebaut. Landwirtschaft und Sägerei wurden weiter betrieben, aber die Müllerei wurde aufgegeben. Die Lochmühle hatte übrigens ihren Kundenkreis in den deutschen Gemeinden Hohentengen Stetten, Günzgen, Lienheim, Griessen und Bergöschingen, während die Bauernmühle die hiesigen Dörfer bedient hat.

Ich bin in der frühen «Bären»-Zeit am Nachmittag zusammen mit Paula – einer Frau vom Dorf – in die Sägerei gegangen, um zu helfen. Dachlatten binden, Bretter «hölzlen», das waren so Tätigkeiten für uns Frauen. Paula bekam dafür in der Stunde zwei Franken. Ich habe auch mit dem Jeep und Anhänger das Holz zum Kern gebracht. Die Kinder blieben allein zuhause, später war dann die Serviertochter da. Die Sägerei lief nicht schlecht. Sie durfte die Tisch- und Stuhlfabrik Kern in Kaiserstuhl beliefern, Minnet in Zurzach sowie Emil Zimmermann in Fisibach und hatte auch Abnehmer im Züribiet. Viel Holz kam aus dem Deutschen, denn Kaiserstuhl hatte viel Wald im «Grossholz» ennet des Rheins.

#### **Gäste aus Zürcher Nachbarschaft**

Im «Bären» habe ich aber finanziell selbstständig gewirtschaftet. Der Anfang

war nicht leicht. Die katholischen Fisibacher gingen mehrheitlich ins «Rössli». Hingegen hatten wir aus dem Bachsertal mit seinen Höfen, von Bachs und bis nach Steinmaur, treue Gäste. Auch von Weiach kamen sie, denn die Schwiegermutter war von dort. Der eine oder andere Bauer hat mir jeweils seine Sorgen geklagt, wenn er seine Arbeit fast nicht bewältigen konnte oder sie es in der Familie nicht so gut hatten. Dafür habe ich mir immer Zeit genommen. Im Winter gab es ab und zu Metzgete, dazu sind Auswärtige aus dem ganzen Züri-Unterland gekommen, zum Beispiel die Polizei aus Bülach. Ich habe die Metzgete jeweils in der «Botschaft» und im «Züribiet» angekündigt. Die Metzgete ist mir auch immer gut gelungen, aber sonst war ich keine Spitzenköchin. Ab und zu hatten wir ein Taufessen oder ein anderes Familienfest.

#### **«Öl am Hut» und andere Dinge**

In den Anfängen gab es werktags am Abend kein warmes Essen. Wer ein Menü essen wollte, musste ins «Kreuz» Kaiserstuhl, wo eine Metzgerei angegliedert war. Von Walter kam der Vorschlag, ich solle doch am Milchzahltag einmal Fleischkäse anbieten, was in der Folge bei den Bauern gut angekommen ist. Das Milchgeld wurde monatlich ausbezahlt, abwechselnd im «Rössli» und im «Bären». An diesen Abenden kam es vor, dass die Thalemer Bauern etwas ins Singen kamen. Es gab unter den Gästen schon auch solche, die über den Durst tranken. Wir haben ihnen aber nie ausgeschenkt, bis sie umgefallen sind. Einem Burschen habe ich einmal ins Gewissen geredet, er soll doch ab und zu



Nachbar Louis Schneider und «Zimmerli Guscht» (August Zimmermann) nach dem sonn-täglichen Kirchgang.



Zwei Wirtegenerationen hinter der Theke.

ein Mineralwasser trinken, denn er würde nie eine Frau bekommen, wenn er immer betrunken heimkehre. Ob er es befolgt hat oder ob er anderswo eingekehrt ist, weiss ich nicht. Einmal haben wir einem mit «Öl am Hut» zugeschaut, wie er vom Bärenparkplatz weggefahren ist, rückwärts auf die Strasse und dann gleich die Böschung hinunter. Nach einer Weile fuhr er durch die Wiese zurück auf die Strasse und davon. Als er nächstes Mal in den «Bären» kam, habe ich ihn darauf angesprochen, aber er meinte kühl «Du musst natürlich wissen: Ich fahre heim, wie ich will».

Die Bachser Bauern mussten oft Waren am Bahnhof Weiach-Kaiserstuhl abholen und da lag der «Bären» am Weg. Da standen dann jeweils die Traktoren mit Wagen vom Anfang bis zum Ende des Dorfes. Wenn dann einer etwas «höch» hatte, haben die anderen Bauern sein Fuhrwerk in die Kolonne eingefädelt, so dass er nicht viel zu denken brauchte beim Heimfahren. Manchmal mussten wir Leute auch heimbringen, vor allem an Samstagen. Einmal habe ich einen Bachser heimgebracht. Während wir die Gaststube aufge-

räumt haben, ist er immer wieder um sein Auto gestrichen, hat aber das Schloss nicht gefunden. So habe ich Walter gebeten, er möge mich in ein paar Minuten in Bachs abholen und habe den Betrunkenen in seinem Auto heimgefahren. Dort angekommen, kam er um das Auto auf meine Seite und meinte zu mir: «Ja was mach ich jetzt mit dir? Jetzt bringe ich dich halt wieder nach Fisibach!»

Ich hatte Auto fahren lernen müssen, um selber den Einkauf machen zu können. In Fisibach gab es damals nur ein kleines Ländeli bei «Chliöhlers». Ich habe dann fast jeder Serviertochter das praktische Autofahren beigebracht, in der Hoffnung, dass sie so eher bleiben. Sie haben halt nicht viel verdient. Sie hatten Essen, Logis und das erhaltene Trinkgeld.

Die Polizeistunde war über die ganzen Jahre um Viertel nach Zwölf. Den Thalemer Bauern habe ich zu später Stunde jeweils einen selbstgemachten Eiercognac draussen aufs Fenstersims gestellt, um sie hinauszulocken. Ab und zu ist es vorgekommen, dass die Polizei bei ihrer Rundfahrt den einen oder

anderen Überhöcker aufgeschrieben hat. Als einmal ein junger Polizist deswegen beim Hinausgehen frech von Patentenzug geschwätzt hat, musste ich dem Bürschchen «die Kappe waschen»: so schnell gehe das dann nicht.

Natürlich gab es ab und zu lustige Anlässe. An der Fasnacht ging es jeweils hoch zu und her. Das «Rössli» und wir vom «Bären» wechselten uns ab mit dem Maskentreiben. Da hatten wir jeweils eine Musikformation. Mit der Zeit wurden sie uns aber zu teuer, so dass wir irgendwann damit aufhörten. Grosse Ausschnitte oder kurze Röcke haben unsere Serviertöchter und Aushilfen nicht einsetzen müssen.

### **Vom Verdingbub zum Unentbehrlichen**

Über viele Jahre half uns der «Fredel» Neuhaus, besser bekannt unter dem Übernamen «Belcheheiland». Er war ein Verdingbub und arbeitete als Knecht bei Messerlis auf dem Belchenhof. Ab und zu wurde seine Arbeitskraft in Walters Sägerei ausgeliehen und als die Jungen auf dem Hof helfen konnten, wechselte Fredel ganz zu uns. Er half, wo es ihn brauchte, mehr und mehr auch in der Küche, und mit der Zeit war Fredel vom «Bären» nicht mehr wegzudenken. Bis er ein spätes Glück fand und wegzog. Auf einer Ferienreise ereilte ihn ein Herzinfarkt, an dem er Mitte der 80er-Jahre verstarb.

### **Erneuerung und Abschied**

Anno 1967 mussten wir renovieren und die Küche nach hinten ausbauen. Die Hochkonjunktur brachte mehr Umsatz. Die Küche

genügte nicht mehr und die Toiletten wurden verlegt – und weil sie den Vorschriften dennoch nicht genügten – gleich noch einmal. Robert Sibold machte die Planung gut. Die Sibolds wohnten im ehemaligen Badgut in Fisibach, das später leider abgerissen wurde. Auch einen neuen Parkplatz gab es für den «Bären», nachdem wir von Linus Burkhardt das Nachbargrundstück hatten kaufen können. Und eine nette Bar haben wir eingerichtet. Zu dieser Zeit kamen zum Beispiel die Arbeiter der Ziegelei Bucher jeweils zum Mittagessen. Zu dieser Unternehmerfamilie hatten wir immer ein gutes Verhältnis.

1981 haben wir den «Bären» unserer Tochter Elisabeth übertragen. Sie hat ihn zusammen mit ihrem Mann 18 Jahre lang erfolgreich geführt. Wir haben uns in der Scheune eine Wohnung ausgebaut. Mit der Zeit wurde es uns über dem Parkplatz zu laut und wir sind in die jetzige Wohnung in der Mühliwies gezogen. Im Jahr 1999 wurde der «Bären» dann an die Familie Arn verkauft.

Wenn heute im ehemaligen Volg das Dorfkafe offen ist, gehen wir regelmässig dorthin. Wir sitzen gern mit anderen Fisibachern zusammen zum Plaudern von der früheren und der heutigen Zeit, natürlich auch von den schönen Jahren im Bären.

Erzählt von Annemarie (und Walter)  
Bucher-Müller  
Aufgezeichnet von  
Lucia Gillessen-Ehrensperger